radezu entstellen, nur um modern zu sein. Eine muß es doch an der anderen sehen, wie unvorteilhaft beispielsweise korpulente Figuren in den futteralartigen engen Röcken aussehen. Merken sie denn nicht, wie Arbeiter und Straßenjungen ihnen nachsehen und sie auslachen? Wie vernünftige Männer die Köpfe schütteln und erklären: Solche Frauen wollen das Stimmrecht! Wie sie vor aller ihr eigenes Gespicht bloßstellen. Das ist das Eigentümliche, daß keine von sich glaubt, daß auch sie damit gemeint ist, wenn z. B. Witzblätter sich über die Frauen resp. die Mode lustig machen. Es ist ja möglich, daß das, was die berühmten Kleiderkünstler in Paris „kreieren", einen tieferen Sinn birgt und sich historisch entwickelt hat, aber für unsere deutschen Frauen geht es nun einmal nicht. Es ist an der Zeit, daß die deutsche Frau in dem Sinne Geschmack und Stilgefühl ausübt, um wirklich sonangebend, also nicht nachäffend, sondern schöpferisch auch in der Bekleidungskunst hervorzutreten.

Von der Unbequemlichkeit, schön zu sein.

Es wird wenig Frauen geben, die nicht in den Tiefen ihrer Seele den heimlichen Wunsch hegen, schön zu sein, daß aber die Erfüllung dieses Traumes neben vielen Freuden auch tausend Nachteile und Schattenseiten mit sich bringt, zeigt das Leben jener Frauen, die in ihrer Zeit als wunderbare Vollendungen des Schönheitsideals verehrt und bestaunt wurden. Moderne Soziologen haben nachgewiesen, daß in der Gegenwart der Prozentsatz der schönen Frauen, die lediglich bleiben, überraschend groß ist; und Pädagogen und Psychologen haben, im Gegensatz zu den Poeten, darauf hingewiesen, daß nicht selten Schönheit den Charakter schädigt, die stete Bewunderung und Verehrung, die die Menschheit so gern einer schönen Frau entgegenbringt, siegeren schon im frühen Mädchenalter Selbstbewußtsein und Eitelkeit nur allzu leicht in so hohem Maße, daß andere Charakterzüge unter diese Herrschaft der Empfindungen geraten. Aber man braucht nicht gleich in die Tiefen des Seelenlebens einzudringen, um zu erkennen, welchen starken Einfluß Erfolge, die allein durch die äußere Erscheinung erobert werden, auf die Wesensbildung des Menschen haben müssen. Die Schönheit ist nicht nur für die äußerliche Westerin gefährlich; sie wirkt oft auch im schlichtesten Sinne des Wortes unbequem.

In einer englischen Zeitschrift beschäftigt sich ein kulturhistorischer Beobachter mit dieser Frage und zeigt an einigen Beispielen, wie die Schönheit der Trägerin geradezu zum Fluche werden kann. Das Aufsehen, das die ungewöhnlich schöne Frau erregt, nimmt ihr — von wenigen Augenblicken harmlos befriedigter Eitelkeit abgesehen — die Möglichkeit, sich ungestört im Leben zu bewegen, sie kann nicht wie andere Menschen in der Allgemeinheit untertauchen, das Leben beobachten, sich ungestört ihren Neigungen hingeben. Von Anfang an ist sie dazu verdammt, „Objekt" der Beobachtung und der Bewunderung zu sein, und wenn immer sie sich unter Menschen begibt, ist es ihr Los, alle Augen auf sich gerichtet zu fühlen; auch Augen, deren Bewunderung oder Neid durchaus unvollkommen sind.

So ergeht es im 16. Jahrhundert in London beispielsweise den drei schönen Schwestern Gunning. „Sie können nicht mehr im Park spazieren gehen," so berichtet Horace Walpole von ihnen, „sie können auch nicht nach Vauxhall, denn überall sammelt sich sofort eine Menschenmenge, die ihnen neugierig starrend nachläuft und sie schließlich vertreibt." Die drei schönen Mädchen, die in der Stadt schnell berühmt wurden, waren schließlich gezwungen, ihre Besuche in geschlossenen Kaleschen zu machen und noch 9 Jahre später, als die eine von ihnen, Maria Gunning Gräfin von Coventry geworden war, konnte sie nicht ausgehen, ohne eine Eskorte von Soldaten mitzunehmen, die ihr den Weg bahnte und die neugierig heranDrängende Menge zurücktrieb.

Mit leichterem Temperament fand sich die Gräfin Castiglione mit der Wirkung ihrer Schönheit an; als die berühmte Florentinerin, die später am Hofe Napoleons III. eine so große Rolle spielte, zum ersten Male in die Tuilerien kam — es war zu einem Hofball —, da erlebte sie den Triumph, daß unter der Wirkung ihres Erscheinens und ihrer Schönheit die Tänzer innehielten, die Musik verstummte und alles sich, die Hofetikette vergessend, herandrängte, um die schöne Frau zu sehen. Als sie 1862 die Londoner Oper besuchte, entstand im ganzen Hause die wildeste Aufregung und das Parkett kletterte auf die Sitze, um von hier aus stehend einen besseren Blick auf die Loge der berühmten Schönheit zu haben. Auch die schöne Julie Dorier aus Marseille besaß diese magische Kraft, die staunenden Bewunderer in Scharen anzulocken und sie konnte nicht ausgehen, ohne nach wenigen Minuten von einer Menge verfolgt zu sein. Ein Restaurateur kam auf den sonderbaren Gedanken, die schöne Julie zu engagieren, sie wirkte in seinem Gasthof als Kellnerin; und von diesem Tage an war das Lokal nicht nur bis zum letzten Platze besetzt, sondern auch geradezu belagert. Der jindige Westerer rieb sich schon die Hände, bis eines Tages die Ungeduld der auf das Freiwerden von Plätzen wartenden Gäste so groß wurde, daß ein Tumult entstand, der zu einer allgemeinen Prügelei ausartete und dadurch wurde die ganze Einrichtung des Restaurants in Trümmer geschlagen. Das Lokal mußte geschlossen werden und am nächsten Tage floh die schöne Julie aus Marseille. Noch heute wissen alte Leute in Toulouse die Geschichte von der schönen Frau zu erzählen, die als La belle Paule eine Zeitlang der Stolz und die Sehenswürdigkeit der Stadt waren. Auch sie war auf der Straße stets von einer Menschenmenge belagert und verfolgt, es kam zu Verkehrsstörungen, schließlich beschwerten sich die Geschäftsleute und das Ergebnis war, daß die Behörden sich einmengten. Nach langem Parlamentieren kam zwischen der schönen Paule und der Polizeibehörde eine Uebereinkunft zustande, auf Grund deren die schöne Paule sich verpflichtete, sich so zu verschleiern, daß das Publikum sie nicht erkennen könne. Nur zweimal in der Woche durfte sie unverschleiert ausgehen: das waren dann für Toulouse die Festtage, zu denen die Menge bis weit aus der Umgegend herbeiströmte, um die berühmte Schönheit, den Stolz der Stadt, spazieren gehen zu sehen.

Wettbewerbe im Kochen.

Eine ganze Reihe interessanter Preisausschreiben und Wettbewerbe auf dem Gebiete der edlen Kochkunst kommen bei der großen Londoner Kochausstellung zum Austrag. Nicht nur die vornehmsten Kochkünstler werden hier ihre raffinierten kulinarischen Kunstwerke zeigen, sondern noch größerer Wert ist auf praktische und pädagogische Zwecke gelegt. So gibt es z. B. einen Wettbewerb in guter Hausmannskost. Goldene und silberne Medaillen, Geldpreise und ehrenvolle Erwähnungen winken denen, die das nahrhafteste und wohlschmeckendste Mittagessen von vier Gängen im Preise von 5 M. herstellen können. Sodann werden Kochstunden für Volksschulklassen auf der Ausstellung veranstaltet. Täglich werden Schülerinnen verschiedener Unterrichtsanstalten einen praktischen Kursus durchmachen, der direkt für die Bedürfnisse der Arbeiterfamilien zugeschnitten ist. Die jungen Mädchen erlernen hier auch die beste Methode, ein gutes Essen, das wohl verpackt dem Hausvater nach seiner Arbeitsstelle getragen wird, zu bereiten und anzurichten. Besondere Wettbewerbe sind für die Armeeköche vorgesehen; die Kochkünstler der verschiedensten Truppengattungen, auch der Garderegimenter, werden ihre Kräfte darin messen, genau nach Vorschrift und möglichst billig die richtigen Rationen für die Mannschaften herzustellen. Die Schiffsköche fechten wieder ihre Turniere für sich aus, denn die gastronomischen Ansprüche, die an sie gestellt werden, sind ganz unbeschreiblich alt die, denen ihre Kollegen auf dem Lande zu genügen haben. Von anderen Wettbewerben seien die um die beste Herstellung dreier Saucen, einer holländischen und einer Malonaisen-Sauce, und die trefflichste Bereitung eines Frühstücks erwähnt. Die unverkennbare Schwierigkeit, die ein klassisches Kartoffelkochen bereitet, kommt in dem Preisausschreiben zum Ausdruck, das man für die tadellose Zubereitung dieser so wichtigen Knollenfrucht erlassen hat. Eine Abteilung für sich bildet die Krankenkost, für die Wettbewerbe von den größten Londoner Hospitälern ausgeschrieben sind.

Die vertauschten Rollen.

Eine eigenartige und amüsante Sitte erzählt der Forschungsreisende C. H. Walker von den zu Christen gewordenen Eingeborenen von Badu auf der Mulgrave-Insel. Eine unverneidliche Bedingung bei jeder Hochzeit ist es, daß der Bräutigam, wenn am Altare der Bund geschlossen wird, jammert und weint. Seine Tränen fließen wie Bächlein auf den Wiesen; sein Gesicht muß ganz in Nässe gebadet sein. „Es ist erstaunlich, wie ausgiebig diese Leute weinen können", erzählt Walker. „Die Braut aber darf nicht weinen. Sie muß vielmehr zur Freude strahlen; alle Hochzeitsgäste schütteln ihr die Hand und sagen ihr die angenehmsten Sachen, während der tränenüberströmte Bräutigam, ein Bild grenzenlosen Jammers, daneben steht und von niemandem beachtet wird." Die Eingeborenen von Badu, die zwar nominell Christen geworden sind, aber noch eine reichliche Menge von Aberglauben aus ihrer Heidenzeit bewahrt haben, sind jedenfalls mit dieser eigenartigen Hochzeitssitte höchst originell; bei uns ist gewöhnlich das Umgekehrte der Fall.

Willy Fuhrmann

Oberammergau im bayer. Hochgebirge.

Spezialhaus echt oberbayer, imprägniert-wasserdichter Gebirgs-

Loden-, Wetterkragen und Bozener-Mäntel

für Beruf, Reise u. Sport

f. Damen, Herren u. Kinder in allen Farben u. Preislagen. Jedes Stück wird nach Maß angefertigt.

Spezialität:

Federleichte poröse Kamelhaarloden. Lodenstoffe für Anzüge und Damen-Kostüme werden auch meterweise abgegeben.

Reich illustr. Katalog II u. Musterkollektion kostenlos.

Jeder Vogel hat verschiedene Federn, so auch der Strauß. Kaufen Sie deshalb nur

Edelstraußfedern.

Solche kosten:

40 cm lang, 20 cm breit, nur 10.— Mark
50 „ „ 20 „ „ „ 12.—
60 „ „ 25 „ „ „ 24.—

Schmale Federn 40—50 cm lang 1, 2, 3 Mark.

Alle Federn schwarz, weiß u. farbig billig f. Aufbinden.

Nur zu haben bei

Hesse, Dresden, Scheffelstraße.

Zirkusgroßes Blumen-Fabrikat 100 und 3 Mark.

Angm.

Lustige Ecke.

Böse Nachbarn. „Sag mal, kleiner Henri, wie gefallen Dir Deine Nachbarsleute?" „Aber gar nicht. Sie sind so seite, daß ich immer ganz still sein muß, damit Mama hören kann, was sie sprechen."

Die Staffage. „Willst Du Dich nicht auf meinen Schoß setzen?" fragt die Besucherin die kleine Susie. „Nein," lautet die Antwort, „Mama hat mir gesagt, ich muß auf dem Stuhl hier sitzen bleiben und das Loch zudecken, bis sie kommt."

Das Konto. „Ich möchte gern ein Konto bei Ihrer Bank errichten." „Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau. Welchen Betrag wünschen Sie einzuzahlen?" „Oh, aber ich meine so ein Konto mit einem Kontobuch, wie ich es bei meinem Kaufmann, Bäcker und Schlachter habe."

Der Zögling der Reformschule. Das eine kleine Mädchen: „Warum hat Dich denn Deine Mutter geschlagen?" Das kleine Mädchen aus der Reformschule: „Weil sie zu unwissend und ungebildet ist, um eine modernere reformierte Züchtigungsmethode zu erfinnen."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 45:

„Einigkeit macht stark".

Wir haben so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie:

Hackländers Illustrierte Romane, geb.

entfiel auf **Frau Weber, hier.**

Rätsel.

Pyramide.

■ Vokal
■ ■ Fluß in Asien
■ ■ ■ Arzneistoff
■ ■ ■ ■ Nahrungsmittel
■ ■ ■ ■ ■ Besitz
■ ■ ■ ■ ■ ■ männlicher Vorname

Von der Spitze beginnend ist jede weitere Reihe immer durch Hinzufügung eines Buchstabens unter beliebiger Stellung der übrigen Buchstaben zu bilden.

Prämie:

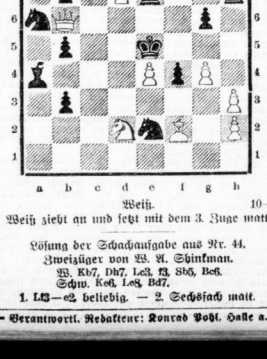
„Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer"

von Gerstäcker, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von M. Karstedt in Kottbus.



Weiß. 10 + 12

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 44.

Zweizüger von W. A. Shinkman.

W. Kb7, Db7, Le3, f3, Sb5, Bc5.
Schw. Ke5, Le8, Ba7.

1. Lf3—e2 beliebig. — 2. Sechsfach matt.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 46 — **Halle a. S., Sonntag, den 16. November** — **1913**

Sei zum Geben stets bereit,
Mitz nicht kärglich deine Gaben.
Denk', in deinem letzten Kleid
Mißt du keine Taschen haben.

Paul Heyse.

Der Holzner-Steffen.

Von **Heinz-Heinz.**

Der Holzner-Steffen war tot. Der plumpe Tannensarg sank polternd in die feuchte Grube. Fast die ganze Einwohnerschaft des Bergdorfes stand zwischen den Gräbern des engen Friedhofes mit gefalteten Händen. Und sie waren in wirklicher Andacht und baten für das Seelenheil eines großen Sünders. Vor ein paar Tagen noch hatte keiner daran gedacht, daß jemals ein einziger von ihnen den Sarg des Holzners zu einem christlichen Begräbnis begleiten würde, daß überhaupt jemand hinter seinem Sarge schreiten würde. Wahrhaftig nicht! Denn der Holzner war ein großer Satan im Umkreis. Verkiagt lebte er wie ein wildes Tier und Sonntags nur wie ein Heide. Im Walde hatte er sich selbst seine Holzfällerhütte gezimmert. Holzbauer war er von Profession, nebenbei betrieb er die Geschäfte eines Wilderers, Schmugglers, Wegelagerers, Räuberhauptmanns, wie es gerade kam, doch — nebenbei nur. Nachweisen konnte man ihm nichts. Die Forstaufseher und sonstigen Augen der Ordnung machten einen großen Umweg um seine Hütte oder Nähe. Denn man sagte sich, er breche einem die Rippen von oben bis unten mit einer Hand. Das wollte keiner.

Einmal nur hatte er gefessen im Zuchthaus: wegen Brandstiftung.

Und jetzt, warum stand man dennoch vor seinem Grab? — Des Weidenbauern zehnjähriges Mädchen hatte er gerettet aus dem Brand. Das war ein richtiges Gottteswunder. Nicht, daß ein Kind gerettet wurde, sondern daß es der Holzner-Steffen getan, der ausgesprochene Feind des Weidenbauern.

Im Dorf war schon oft Fahrnis und Unglück gewesen, Wassersnot und Bergstürze. Und immer war dann der Holzner aus seinem Schlupfwinkel ins Dorf gekommen, hatte lachend zugesehen, wie die Leute hasteten und schufteten, ihr bischen Habe zu retten. Und wenn ihn dann einer mürrisch angefahren hatte, und wenn einer um Hilfe gewinselt hatte bei dem baumstarken grobknochigen Menschen, da hatte er in breiterem Grinsen die großen weißen Zähne gezeigt und die geballten Fäuste tiefer in die Taschen gestoßen.

Und jetzt hatte er das Kind gerettet. Und die Leute hielten es für ein Wunder. Nur einer nicht, der da in der Menge stand — der Weidenbauer von der neuen Mühle drunten, die der Holzner damals vor etwa einem Dutzend Jahren niedergebrannt — der große Feind des Toten, der ahnte — wußte, wie alles geschah — wie alles war. —

Die Els war ein sauberes Mädel, das schmucke Dirndl im Ort — nicht arm, denn sie war gesund, munter, voll Lebenslust und Lebenshoffnung. Der Holzner — nein, damals der Steffen war ihr gut, und der Weidenbauer auch. Waren beides muntere Burschen und gute Freunde — ein bischen äußerlich war diese Freundschaft freilich: sie verband nur das gleiche Bestreben, leicht wurde die Freundschaft zu tiefstem Haß, sowie einer bevorzugt wurde. — Der Steffen nun war auch nicht arm — wie die Els —, denn er war ein schmucker Schlanker, ein kreuzaufrichtiger Bub, hatte zwei feste Fäuste und guten Mut. — Der Weidenbauer aber war reich.

Der Steffen aber bekam den Vorzug. Freilich, die zwei paßten ja so gut zusammen — die Els und der Steffen. Wahrhaftig ein Paar, bei dem der hochwürdige Herr Pfarrer bei der Trauung schon seine Freud' allein an den zwei Paar Augen hätt' haben können. Keine Ringe, keine großen Worte waren da nötig, die hätten sich schon sein säuberlich ihr warmes Nest gebaut und in Zufriedenheit gelebt wie zwei biedere lebensfrohe Christenmenschen.

Wenn dann nicht die dumme widrige Geschicht' passiert wär mit der Brandstiftung. Nach dem Versprich war's, kurz vor der Hochzeit, da geht der Steffen, der Simpel, in der Nacht hin und setzt dem Weidenbauern den roten Hahn aufs Dach. Ohne Grund — ohne jeden kleinsten Anlaß.

Am folgenden Tage saß er in Untersuchungshaft. Beteuerte seine Unschuld, man glaubte ihm nicht, — hat und bettelte, man hörte nicht, — fluchte, tobte, gebärdete sich wie ein Rasender, man steckte ihn in eine Zwangsjacke. Die Beweise waren zu erdrückend, so daß auch die Wohlwollendsten nur mitleidig den Kopf schüttelten. Der Weidenbauer selbst erbrachte sie, die Beweise. Freilich, seitdem der Steffen den Vorzug hatte bei der Els, war auch der Haß da. Schaden hatte er keinen von dem Brand der morschen Mühle — war ja gut versichert, ließ sich ein hübsches Anwesen am Bach aufrichten, derweil der Steffen im Zuchthaus brummte; heiratete ihm das Kind hin. Er nahm es ihr ab und drückte das warme Bündel, ohne zu beachten, ohne zu achten, was er im Arm hatte.

„Du, Els, ich bin unschuldig!"

Da senkte sie tief das Haupt herab, matt — sterbensmatt: „Ich weiß . . . jetzt weiß ich's, daß du unschuldig bist. Ich weiß jetzt erst, bei was für einem ich leb."

Er starrte sie an und seine Pupillen weiteten sich. Die Finger seiner freien Hand krallten sich um ihren Arm, schmerzhaft: „Du! . . . er war's — er?"

Sie nickte langsam.

„Ah er . . . er!!" Seine groben Zähne knirschten und den geknifffenen Lippen entwich das Blut.

„Du darfst nichts sagen, Steffen, es ist mein Mann — um meinetwillen nit, hörst du?!" flehte sie in angsterfüllter Hast.

Er antwortete nichts, sah das Kind an mit großen Augen. Leidenschaftlich preßte er es plötzlich an sich und bedeckte das lallende Mäulchen mit brennenden Lippen. Riß mit dem freien Arm die Els an sich und drängte ihr seine in gefesselter Leidenschaft aufgesparten Küsse auf. „Arme Els . . arme Els . . . armes Haschert!"

Dann ließ er sie los, drückte ihr das Kind in den Arm, stürzte davon.

Fort in den Wald. — Dort lebte er, einsam und verlassen, Gott und seine Geschöpfe verachtend, verhöhnend. Selten kam er ins Dorf. Nur wenn Unglück war und Not, um sich über andrer Menschen Elend zu freuen. Und dann einmal, als die Beerdigung der Weidenbäuerin war, er ging hinter der Leiche, neben dem Bauer, mit trotzigem Gesicht und ließ sich durch keinen verdrängen.

Und dann zum letzten Male war er beim Brand der neuen Mühle aufgetaucht. Nachts begann sie zu brennen wie damals. Die Dörfler umstanden die wütende Glut im dichten Ring. Konnten nichts retten mit der verrosteten, brüchigen Spritze.

Und ein Menschenleben war eingeschlossen in den Flammen! — das Töchterchen des Weidenbauern. Der Vater sank aufs Knie, rang die Hände, als er sein Kind durch die Glut wimmern hörte. Flehte die Gnade Gottes und aller Heiligen an, verfluchte sich, brach in die fürchterlichsten Verwünschungen gegen sich selber aus.

Die Leute, — die harten Gebirgsmänner standen stumm, falteten die Hände zur Bitte; ein Schauder durchlief sie bei des Kindes Gewimmer — bei des Müllers gellenden Flüchen.

Und des Kindes Gewimmer verstummte.

Da — da stand er plötzlich unter ihnen — wuchtig, breitspurig, — drängte sich durch den Menschenring mit breiter Brust.

„Dein Kind ist da drin, Weidenbauer?"

„Ja, ja, Steffen, meines . . . mein Kind . . . wissst's retten, du . . . ja — ha . . . du, hilf du mir, rett mein Kind, Steffen!" Er umfaßte des Hünen Knie.

Der stieß ihn mit dem Fuß zurück, richtet den Blick zum roten Himmel — kurz nur —, stürzt in das Feuermeer. Die Menschen alle machen einen Schritt vorwärts, recken die Hälse, im offenen Munde lallt die trockene Zunge: „Herrgott, du Gott der Wunder, laß deine Hulden walten!" Und er kehrt zurück — taste, schwankend, sein Kopf eine rote Blutfackel, — aber krampfhaft an die breite schütternde Brust gebettet — das Kind.

Es ist gerettet. — —

Der Holzner-Steffen lag bewußtlos, den Kopf, den ein glühender Holzbalken getroffen hat, umwickelt von kühlen Tüchern. So lag er hoffnungslos. Der Weidenbauer stand neben ihm, als er einmal noch kurze Augenblicke zur Besinnung kam.

„Ich danke dir, Steffen." Der Bauer ergriff die Hand des Verwundeten.

Der sah lange prüfend in das Gesicht des anderen. Und langsam und flockend: „Ah du . . . du bist's, Weidenbauer. Kein Dank, Weidenbauer, — ich hab' mein Kind gerettet und ihr's, mit das deinige."

Der Bauer zuckte zusammen, beherrschte sich aber und sagte: „Du mußt mir verzeihen, Steffen, alles, verzeihen — alles!"

„Nein, — der Herrgott soll dir verzeihen, ich kann nit." Und mit einem mühsamen Ruck drehte die Els, derweil der Steffen in wilder Qual an sie dachte.

Keiner im Orte verargte es dem Mädel, daß es sich von dem Brandstifter loßriß und dem reichen Weidenbauern die Hand reichte. Keiner aber beachtete es auch, wie ihr Gesicht leichenblaß war, wie ihre Augen so starr und so gequält guckten, wie ihre Lippen bebten, als das „ja" darüberSprang. Bald kam dann das Kind, ein bischen früh. Niemand dachte nach, warum und wieso. Niemand achtete auch darauf, wie die lebenslustige Els von Tag zu Tag abgehärmter und trübseliger einherlief, als ob sie den Tod im Herzen trage.

Und dann kam der Entlassungstag des Steffen. Er wagte sich ins Dorf unter die Leute, und sprach sie an, da sie es nicht taten. Mußte Bitteres erfahren: Daß man ihn verachtete, nur wenige sahen ihm mitleidig nach. Und dann — ja dann hörte er eben, daß die Els nunmehr die Weidenbäuerin geworden sei. Das schien ihm unmöglich — ganz unglaublich. Und mußte es doch glauben. Da wurde sein Herz hart — hart wie der Fels der hohen Berge, und seine Seele kalt — eisigkalt wie der Schnee, der darauf lag.

Er schlich um die Mühle bei Nacht, einmal noch wollte er sie sehen — die junge, schöne, reiche Bäuerin. Und sie schritt aus dem öligen Lichtkreis der Tür mit dem zweijährigen Haschert auf dem Arm — schritt sie ihm entgegen — mild — vergrämt — leidensvoll. Bot ihm die Hand, sah ihn an mit Augen, die tauten den Schnee auf und ließen den Stein weich werden im Steffen vor Mitleiden.

„Bist zurück, Steffen, armer Bub?"

„Du . . . Els . . . warum . . .?" Er würgte schwer und in ihm tobte es wild.

„Ruhig, Steffen, — ich hab' gemußt." Sie hielt

Gedenktage der Woche.

16. Nov. 1632 Schlacht bei Lützen.
1797 † Friedrich Wilhelm II. von Preußen.
1869 Eröffnung des Suezkanals.

17. Nov. 1776 * Fr. Chr. Schlosser, Historiker.

18. Nov. 1813 Der Professor der Medizin Dr. Johann Karl Erdmann Bergener, Arzt für das russische Lazarett im lutherischen Gymnasium in Halle stirbt an Nervenfieber.
1827 † Wilhelm Hauff, Dichter.

19. Nov. 1805 * Ferd. v. Lesseps, Erbauer des Suezkanals.
1828 † Franz Schubert, Komponist.

20. Nov. 1602 * Otto v. Guericke, Physiker.
1694 * M. F. A. de Voltaire, französ. Dichter.
1910 † Leo N. Tolstoi, russ. Dichter.

21. Nov. 1768 * F. E. D. Schleiermacher, Theolog.
1811 † Heinr. v. Kleist, Dichter.
1886 † Joh. Scherr, Historiker.

22. Nov. 1767 * Andreas Hofer, Tiroler Landesverteidiger.
1813 Geh. Oberbergrat Prof. Dr. med. Reil in Halle, Chefarzt über die Lazarette des linken Elbufers, stirbt an Lazarettyphus.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19131116025/fragment/page=0001

er sich herum. Da schoß ihm des Blutes Lebensstrom aus Mund und Nase und zu Ende war's mit dem Siefen.

Dumpf polterten die drei Spaten Erdschollen auf den weißen Sarg. Und andachtsvoll betete die Menge für eines großen Sünders Seelenheil. —

Finderlohn.

Skizze von Minna von Heide.

In der kleinen Tafelrunde war von einer bedeutenden Fundunterschlagung die Rede, die nächstens ein gerichtliches Nachspiel haben würde.

Nachdem hin und her ausgiebig über diese Angelegenheit verhandelt worden war, sagte ein Berliner Fabrikant, ein Herr Sch.: „Meine Herren, ich habe mir übrigens auch schon einmal eine Fundunterschlagung zuschulden kommen lassen, ohne jedoch um den Finderlohn zu kommen. Im Gegenteil, der Lohn war hinterher bei weitem wertvoller als der Fund selbst. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen die Sache erzähle".

Man kannte Herrn Sch. nicht nur als unterhaltsamen Menschen, sondern wußte auch, daß er korrekt bei der Wahrheit blieb und hörte ihm interessiert zu.

„Ich fuhr mit einem späten Abendzuge von Köln nach Frankfurt am Main, saß allein in einem Abteil erster Klasse und machte es mir bequem. Ich hatte die Sitzlehnen hochgeschlagen und mich lang ausgestreckt. Und während ich so mit halbgeschlossenen Augen lag und grübelte, fiel mir in dem gedämpften Licht ein schimmernder Gegenstand am Fußboden auf. Bei näherem Hinblinzeln gewahrte ich sofort, daß es ein Geldstück war. Es war ein Taler, ein blitzblankes, scheinbar funkelnagelneues Dreimarkstück.

Einen Augenblick überlegte ich, ob ich es ruhig liegen lassen wollte, wo es lag. Die Schercrein konnte sich dann ja der Schaffner damit machen. Oder meinetwegen mochte er es einstecken. Aber sonderbarerweise zog mich das schimmernde Geldstück immer wieder an. Ich nahm es an mich und dachte mir, der Verlierer kriegt es sowieso niemals wieder. Wer erster Klasse fährt, merkt es kaum, ob er ein Dreimarkstück mehr oder weniger hat, und wenn er es zufällig gewahr wird, schert er sich den Teufel darum!

Also steckte ich meinen Fund in meiner Börse für sich allein, tat von meinem eigenen Gelde einen Taler hinzu und nahm mir vor, dem ersten besten ausgehungerten Menschen, der mir in den Weg lief, dieses fürstliche Geschenk im Vorbeigehen zuzustecken.

Aber als ich in Frankfurt ankam, hatte ich zunächst genug mit meinem Gepäck und mit meiner Müdigkeit zu tun, und nächsten Tages vergaß ich im Drange der Geschäfte meinen nächtlichen Fund.

Erst Wochen später — ich war gerade in Kiel — fiel mir die Sache plötzlich wieder hart auf die Seele. Es war knisternd kalt, und der Wind pfiff, als säße er hinter seinem Meisterstück. Aber so ein Wetter ist mir allemal gerade recht. Da gehört einem sozusagen die ganze Gegend allein.

Ausgerechnet am Hafen ging ich entlang und hatte meine helle Freude an dem aufgeregten Spiel der Natur, als ich ziemlich weit draußen einen Menschen stehen sehe, der nun nicht gerade zu seinem Vergnügen den gleichen Weg gemacht zu haben schien.

Mein Gott, dachte ich, der muß aber voll Branntwein sitzen, so still stehen zu können und nirgends einen richtigen Absicht über der Haut!

Aber als ich ganz dicht war und dem Mann ins Gesicht sehen konnte, schlugen mir beinahe die Zähne aufeinander, trotzdem ich vollständig warmgelaufen war.

Ich blieb bei ihm stehen und wollte mich in ein Gespräch mit ihm einlassen, wurde aber mit einem so feindseligen und gräßlich höhnischen Blick von ihm getroffen, daß ich kein Wort über die Lippen brachte. Mechanisch griff ich nur in meine innere Rocktasche, holte meine Börse heraus und gab ihm die beiden Dreimarkstücke.

Der Mann griff aber nicht gleich zu und den Ausdruck seines Gesichts konnte ich mir nicht erklären. Erst, als ich ihm das Geld direkt in die Hand steckte, hielt er es fest, ohne mir aber mit einem Wort zu danken.

Umgesehen habe ich mich nicht nach ihm. Ich ging noch ein gutes Stück weiter und machte dann meinen Rückweg durch das Düsternbrooker Gehölz. Nur daß es mit aller Freude an der erhabenen Winterstille vorbei war. Wie ein Alp lag es auf mir. Ich dachte durchaus nicht, daß jeder seines eigenen Glückes Schmied ist, sondern daß wir alle miteinander von dem Balgentreter abhängen, den man meinetwegen Zufall nennen mag. —

Nicht einmal den gewohnten gesunden Appetit brachte ich mit heim von meinem Gang. Eher beschämte mich die luxuriös ausgestattete Tafel.

Meine Herren, Sie werden sich gewiß sagen, daß ich doch nicht zum ersten Male einen ausgehungerten Menschen sah. Nein, gewiß nicht, aber zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich auch niemals näher hinsah. Gern und willig gebe ich zu allen möglichen Wohlfahrtseinrichtungen auch zu Veranstaltungen, die in irgendeiner Form der Wohltätigkeit dienen. Und wenn mir mal ein Mensch als sehr bedürftig hingestellt wurde, habe ich mit meinem Scherflein sicher nicht zurückgehalten, aber so Aug' im Auge dem grenzenlosesten Elend gegenüber — es läßt sich nicht wiedergeben, wie das trifft!

Und dann war da etwas in den Augen des Mannes — ja, mir fehlt tatsächlich ein passendes Wort dafür. Beinahe, als wenn er mit einem gewissen Recht mich in Vertretung der Menschheit schuldig spräche.

Aber ich komme viel zu weit. Also gegen Abend fuhr ich nach Neumünster. Und als ich eben die Treppe zur Unterführung hinabsteige, um den Ausgang zu erreichen, schluchzt jemand hinter mir laut auf.

Zu meinem grenzenlosen Erstaunen steht der gänzlich verlumpte Mann hinter mir. „Herr", stammelte er, als wollte ihm seine Zunge nicht gehorchen, „ich bin Ihnen noch meinen Dank schuldig geblieben".

Bis ins Innerste erschüttert griff ich ihm nach der Hand, die er mir nicht zu reichen wagte.

„Ich bin Ihnen nachgegangen", sagte er, „und bin in dem Gang neben Ihrem Hotel stehen geblieben (das waren etwa fünf Stunden), bis Sie wieder herauskamen und dann ging ich Ihnen wieder bis zum Bahnhof nach. Immer noch unschlüssig". — Er streckte die Hand aus, in der er den blanken Taler hielt, ein Markstück und mehreres Kleingeld. „Nehmen Sie das Geld wieder, Herr", sagte er. „Was daran fehlt, habe ich für die Fahrkarte ausgegeben. Bitte, nehmen Sie es wieder und schenken Sie mir dafür eine Viertelstunde Ihrer Zeit!"

Um nicht so sehr aufzufallen, ging ich mit ihm in den Wartesaal dritter und vierter Klasse und wartete geduldig bis er ein gewisses Fieber überstanden hatte, das die warme Luft nach der vielen ausgestandenen Kälte auf ihn ausübte.

Dann schien es, als ob er ruhig würde. „Herr", begann er, eine seine Worte hatten etwas rührend Fliehendes, „ich bin 28 Jahre alt, aber Sie sind der erste Mensch, der mir im Leben etwas Gutes erwiesen hat. Ich konnte es darum auch im Anfang gar nicht begreifen. Von meiner frühesten Jugend an ist stets mit mir herumgestoßen worden. Meine Mutter brachte mich als uneheliches Kind mit in die Ehe. Sie und mein Stiefvater sind wegen Mißhandlung an mir bestraft. Ich war damals elf Jahre alt. In Fürsorgeerziehung bin ich auch gewesen und später war ich ein schlechter Mensch, das kann ich nicht von mir abwaschen. Hab auch schon zweimal im Gefängnis gesessen. Aber so wahr ich manche bittere Träne in der Zelle geweint habe, so wahr habe ich mir immer wieder die größte Mühe gegeben, ehrliche Arbeit zu bekommen. Ueberall wies man mich ab . . ." Er hob seine erfrorenen Hände gegen mich auf . . . „Behalten Sie das Geld, Herr, und geben Sie mir Arbeit! Ich will es nicht achten, wenn mir das Blut aus den Fingern läuft. Mir soll der Morgen nicht zu früh werden und der Abend nicht zu spät. Trotz meiner ganzen Elendigkeit und Erbärmlichkeit möchte ich ja doch so gerne leben. Ich war ganz einfach zu feige, da draußen am Hafen in Kiel. Sonst hätte ich doch nur ins Wasser springen können und aus wäre es gewesen. Schon als Junge, wenn sie auf mich losprügelten und all mein Winseln mir nichts nützte, dachte ich immer, wenn du nur mit dem Leben davonkommst! Ich weiß die Möglichkeit nicht, Herr, wie ein Mensch von meinem Schlag es so lieb haben kann und doch — — —"

Ihm brach vor innerer Bewegung die Stimme. Er vergrub auf dem Tisch seinen Kopf in seinen Händen und gab sich, indem er seine Beine um das hölzerne Tischbein klammerte, die größte Mühe, das konvulsivische Schütteln zu beherrschen, das über seinen ganzen Körper hinging.

Ich hatte so viel Mühe mit meiner eigenen Bewegung, daß ich etwaige andere Gäste längst vergessen hatte. Zudem hatten wir uns ganz abseits gesetzt und den Kellner hatte ich durch ein gutes Trinkgeld ferngehalten.

Was der Mann wollte, hätte er mir erzählen können in jener Stunde, alles hätte ich ihm geglaubt. Und das aufs Haar. Es war mir gerade, als ob es träume, hinein ging in meiner eigenen Brust.

Vorher hatte er mir schon erklärt, daß er nicht essen und trinken wolle, er müsse seinen Magen erst wieder gewöhnen. Nun nahm ich tatsächlich das ihm gereichte Almosen zurück, steckte es zu späterer Verwendung an den alten Platz, zog meine Brieftasche und entnahm ihr einen Fünfzig-Markschein: „Hier haben Sie fünfzig Mark", sagte ich. „Nicht als Geschenk, sondern als Vorschuß. Kaufen Sie sich eine anständige Hose, eine warme Lodenjoppe und was Sie sonst zu einem ordentlichen Anzug brauchen. Essen Sie, was Sie vertragen können und schlafen Sie in einer guten Herberge. Und morgen fahren Sie mit dem Frühzuge nach Berlin. Hier haben Sie meine Adresse. Montag morgen — es war Sonnabend — erwarte ich Sie dann um 9 Uhr in meinem Privat-Kontor, wo ich alles nähere mit Ihnen besprechen werde". — — —

Ein schöneres Gefühl von Dankbarkeit habe ich niemals empfunden, meine Herren. Und zwar meine ich nicht so sehr die Dankbarkeit, die mir gespendet wurde — die erschien mir sogar viel, viel zu groß — wenn ich mir denke, wie selbstverständlich wir unter Brüdern voneinander hinnehmen. Nein, es war die Dankbarkeit meinerseits gegen das gütige Geschick, das mir so ein Gefühl tiefinnerlicher Wärme verschaffte.

Keiner der Herren wird wohl zweifeln, daß mein Schützling am Montag pünktlich zur Stelle war. Hinzufügen möchte ich nur noch, daß er heute unter meinen sämtlichen Angestellten einer ist, den ich am wenigsten missen möchte.

Friedhof der Gestrandeten.

Wo wild ums Riff des Meeres Fluten tosen,
Steht still mein Aug' den öden Friedhof ragen;
Nur Kreuze sind's, die keinen Namen tragen,
Und Gräser, die mit Abendlüften kosen.

Dort rasten schlummernd all die Heimatlosen,
Die feuchter Tod aus Felseiland verschlagen;
Ihr irrer Geist wird nie die Liebe klagen,
Und keine Hand pflanzt Efeu hier und Rosen.

Wer sie geliebt, kennt nicht der Schläfer Klause,
Ihr Leid versank, ihr Name ist verschollen,
Tot, zweifach tot, ruh'n sie im engen Hause;

Die Meerflut nur hört man wie klagend grollen,
Und manches Grab küßt sanft ihr Schaumgebrause,
Gleich Tränen, die aus Fremdesangen rollen.

Albert Möser.

Radium-Augen.

Von Max Bittrich.

Ich will heute ein Abenteuer erzählen, von dem die Gäste des Gasthauses zur Kanone stark in Anspruch genommen wurden, die zu Beginn dieses Frühjahres von ihrer Heimat ausgegangen waren, um ihre Leiden an der Quelle bedeutender Radiumkräfte in die Winde jagen zu lassen.

Die Kanone, ein altes Haus, war schon lange vor Entdeckung der Radiumwunder das Ziel der leidenden Menschheit gewesen. Und da auch die Liebe zur Heilstätte vielfach durch den Magen zum Herzen geht, so war die Kanone allemal schon im zeitigen Frühjahr reichlich besucht von Menschen, die ihrem Magen keine Stiefmutter sein wollten, also der Ansicht waren, Sole außen, Radium in der Luft und desgleichen im Wasser könnten nur auf solider Grundlage wohltätige Arbeit verrichten, Ueberlebtes abwarteten geduldig bis er ein gewisses Fieber überstanden hatte, das die warme Luft nach der vielen ausgestandenen Kälte auf ihn ausübte.

Dann schien es, als ob er ruhig würde. „Herr", begann er, eine seine Worte hatten etwas rührend Fliehendes, „ich bin 28 Jahre alt, aber Sie sind der erste Mensch, der mir im Leben etwas Gutes erwiesen hat. Ich konnte es darum auch im Anfang gar nicht begreifen. Von meiner frühesten Jugend an ist stets mit mir herumgestoßen worden. Meine Mutter brachte mich als uneheliches Kind mit in die Ehe. Sie und mein Stiefvater sind wegen Mißhandlung an mir bestraft. Ich war damals elf Jahre alt. In Fürsorgeerziehung bin ich auch gewesen und später war ich ein schlechter Mensch, das kann ich nicht von mir abwaschen. Hab auch schon zweimal im Gefängnis gesessen. Aber so wahr ich manche bittere Träne in der Zelle geweint habe, so wahr habe ich mir immer wieder die größte Mühe gegeben, ehrliche Arbeit zu bekommen. Ueberall wies man mich ab . . ." Er hob seine erfrorenen Hände gegen mich auf . . . „Behalten Sie das Geld, Herr, und geben Sie mir Arbeit! Ich will es nicht achten, wenn mir das Blut aus den Fingern läuft. Mir soll der Morgen nicht zu früh werden und der Abend nicht zu spät. Trotz meiner ganzen Elendigkeit und Erbärmlichkeit möchte ich ja doch so gerne leben. Ich war ganz einfach zu feige, da draußen am Hafen in Kiel. Sonst hätte ich doch nur ins Wasser springen können und aus wäre es gewesen. Schon als Junge, wenn sie auf mich losprügelten und all mein Winseln mir nichts nützte, dachte ich immer, wenn du nur mit dem Leben davonkommst! Ich weiß die Möglichkeit nicht, Herr, wie ein Mensch von meinem Schlag es so lieb haben kann und doch — — —"

Ihm brach vor innerer Bewegung die Stimme. Er vergrub auf dem Tisch seinen Kopf in seinen

Vertreterinnen der leidenden Menschheit mithin die Lehre ziehen müßten, daß die konzentrierten Dosen auch dem eigenen Magen nur in seiner ganzen Fülle fürder zu „applizieren" seien. Was denn auch, so weit ich zu beobachten Gelegenheit hatte, ausreichend geschah. Deutlich zu bemerken waren die Folgen solcher Ernährungspolitik in den Kuranlagen, insofern die Gäste der Kanone weit mehr als andere Sterbliche dem Brauch huldigten, von einer Eingelegenheit bis zur andern ohne Unterlaß auf Liegestühlen den allgütigen Himmel anzustaunen, der langmütig, ohne Ende war mit der sündigenden Menschheit.

Während wir so den ganzen Körper mit Energie „anreicherten" (sozusagen), die Frau Wirtin aber wie tiefsinnig einherging, geschah es, daß noch ein junges Paar in der Kanone anlangte und die letzten, die seinsten beiden Zimmer mietete — voraussichtlich für mehrere Wochen. Im Kurpark ging die Nachricht von Stuhl zu Stuhl, forten werde man in der Kanone mit einem gräßlichen Paar zu Tisch sitzen, liebenswürdigen, feinen Leuten. Die einzige Zeit zu verneinen gedachten zur Nachkur nach Riviera, Mittelmeer und Arosa. Und richtig erschienen bei uns Graf und Gräfin Birkenfels, dreie schlank, schmiegsam, elegant, er zwar schon ein bißchen angeschimmelt, aber wie das junge Frauchen voll frischen Lebens. Und die Dame mit Augen, aus denen gleich ein Meer von Radium seine Strahlen zu sprühen schien über uns, so daß die erstaunten Menschen zur Rechten und zur Linken und gegenüber der Frau von Stund' an nicht mehr ganz ruhig auf den Stühlen zu sitzen vermochten — so standen sie im Bann dieser Augen. „Die Gräfin mit den Radium-Augen!" — noch am selben Tage schwebte das Wort in aller Ohren, setzte sich fest und war fortan nicht auszumerzen. Wer sich zuerst als Widersacher bemüht hatte, kühl zu bleiben, streckte die Waffen und fand den vornehmen Gegenüber noch nach Stunden den Eindruck, ein Tröpflein unerschöpflicher Sonnenkraft werfe hier ewige Kräfte aus, speie Feuer und ergänze sich fortwährend, indem es schenke.

Man konnte nicht lange hineinstarren in dieses Rätsel, ohne Verwirrung zu merken, und so richteten sich die Blicke auch auf die anderen Teile des reizenden Geschöpfs, und da das Eisen Leib und Seele zusammenhält, so ist auch zu begreifen jener Wissensdurst, der festzustellen beflissen war, welcher Nahrung eine solche Springflut innerer Kräfte bedürfe. Da war freilich des Wunders ein neuer Teil zu bestaunen; denn die Hände, die nicht gerade so fein gestaltet waren, wie das rosige, schmale Gesicht der Gräfin, die also recht wohl hätten zupacken können, spielten mehr mit den kostbaren Gaben der Tafel, als daß sie einbeimsten. Sie beförderten nur einige Bissen in den Mund, nahmen nicht von allen Gängen. Was, wie unsere ältesten Tischnachbarn feststellten, in den Räumen der Kanone noch nie dagewesen sein sollte.

Allein da nun die Gräfin in der allgemein bekannten Liebenswürdigkeit auch hin und wieder ein Wörtchen mit den Tischgenossen wechselte und das Dichten des menschlichen Herzens gern nach Höherem geht, da Gräfinnen auch noch heute als Vertreterinnen idealer gesellschaftlicher Stellung anerkannt werden, so konnte ihr schönes Beispiel nicht ohne Folgen bleiben. Die der Gräfin zunächst saßen und am meisten Wert darauf legten, von ihr für voll angesehen und näheren Verkehrs gewürdigt zu werden, folgten den leichten Bewegungen ihrer Hände, verachteten fortan das feste Zugreifen und gestanden sich, man müsse als Mitglied einer feinen Gesellschaft allerdings auch das Opfer bringen, nicht zu stopfen wie ein Schessfeldrescher. Die Helden solcher Höhenentwickelung merkten zu ihrer Beruhigung bald, wie der Geist so seiner Sitten endlich den Körper beeinflusse: der Magen schien sich der zarteren Arbeit lebhaft zu freuen und auf Grobschmiedetätigkeit gern zu verzichten, denn des Wohlbehagens des ganzen Körpers war nicht etwa weniger als vorher — im Gegenteil griff der erfreuliche Erfolg der Lebenshaltungsform sogar indirekt auf das Befinden der Wirtin unseres Hauses zurück: sie merkte an den nunmehr nicht völlig ausgekratzten Schüsseln mehr als in vergangenen Tagen, daß die Schar ihrer hungrigen Gäste endlich solide ausgefüttert sei nach Wochen krankhaft heftiger Nahrungsaufnahme. Die selbstverständliche Reaktion lei eingekehrt, dachte sich die tüchtige Frau. Da war sie fröhlich und guter Dinge.

So verständige Wandlung hatte die Trägerin der Radium-Augen zuwege gebracht dank gräflichen Herkommens! Waren die geradezu verblüffenden Fällen löblichsten Vorgehens nicht wunderbare Beispiele für die Anpassungsfähigkeit menschlicher Bedürfnisse und Leidenschaften? Bekräftigten sie nicht die Lehre von der ständigen Höherentwickelung? Aß man sich hier nicht auf den Gipfel der Kultur? Wann in aller Welt hatte sich eine so auffällige Wandlung ohne jeglichen Zwang, so ruhig und manierlich, vollzogen?

Man stand im Bann dieser Frau aber auch, so weit die Formen beim Speisen in Betracht kamen. Denn man hatte bis zu ihrer Ankunft noch den Fisch mit Gabel und Brötchen gerissen, so wurde alles Backwerk verpönt von dem geschichtlichen Augenblick an. In dem die geschätzte gnädige Frau zwei Gabeln benützte: warum hatte man nicht längst die gute Sitte zugunsten der besseren verlassen? Nein, da hatte erst diese Gräfin erscheinen müssen! Vorsichtig tat man die Brötchen abseits, etwa so, als sei gestohlenes Gut heimlich zu entfernen oder nach dem Muster Bellachinis ein greifbares Ding in Luft zu verwandeln.

Obwohl nun die Patina edlen Herkommens auf dem Tun des vorangehenden Paares lag, schienen die beiden Leute doch noch recht wie Emporkömmlinge verliebt zu sein in einander, kräftig wie andere Sterbliche. Sogar in Winkeln des Korridors und in verschwiegenen Waldgängen sollten sie sich geküßt haben, sagten die jungen Damen. So gar nichts von Degeneration! Man hat nur staunen müssen!

Als sich nun aber die Vorsaison dem Ende zuneigte und neues Personal eingeriickt war in die Kanone, um die größer werdende Zahl der Touristen zu bedienen, da geschah es an einem Morgen in aller

Die Liebe hat kein Maß der Zeit; sie keimt und blüht und reift in einer schönen Stunde.
Theod. Körner.

Aus der Welt der Frau.

In einem Augenblick gewährt die Liebe, was Mühe kaum in langer Zeit erreicht.
Goethe.

Die Mode des freien Halses.

Das schlechte Wetter, das mit Regen und Nebel in diesen Tagen einsetzte, vertreibt sonst gewöhnlich den niedrigen offenen Kragen aus der Toilette, weil man sich nicht gern mit freiem Halse einer Erkältung aussetzt. Wer auf die Zeichen des neuen Stils zu achten gelernt hat, der mußte diesmal mit besonderer Spannung diese Beziehungen zwischen Tracht und Wetter beobachten, denn aus ihnen konnte er erkennen, ob wir es mit der Vorliebe für den Frauenhals in der Damenmeit nur mit einer zufälligen Erscheinung oder mit einer richtigen Mode zu tun haben. Und siehe da! Alle Straßentoiletten behielten die niedrigen Kragen und den kleinen Halsausschnitt. Der neue Stil der Haustracht triumphierte über die äußeren Hindernisse, und so kann man denn jetzt mit ruhigem Gewissen sagen, daß der freie Hals zu den unbedingten Geboten der neuen Saison gehört.

Es ist eine schöne Mode, die wir damit erhalten haben, und niemand wird vom ästhetischen Standpunkt aus diesen steifen, hohen Kragen mit den häßlichen Stäben, die an der Haut rote Flecke zurücklegen, eine Träne nachweinen. Dieser enge, den Hals fast umprestende Abschluß der Wäsche und des Kleides war eine jener fragwürdigen modernen Erfindungen, die die Geschichte der Moden früher nicht kannte, denn selbst bei den höchsten und breitesten Kragen, bei den „Mühlsteinen" und „Krausenstäben", sorgte man dafür, daß sie vom Hals gehörig abstanden. Die Anmut und schlanke Eleganz des Frauenhalses wird sich nunmehr wieder in voller Schönheit offenbaren; freilich ist die Sprache des Halses ebenso beredt wie verräterisch. Ein Sprichwort sagt, daß, wenn man das Alter einer Frau aus ihrem Gesicht errät, man es an ihrem Halse bestätigt finden kann. Damen, deren Schönheitslinien also bereits gelitten haben, werden sich zu dieser indistreten Mode nur ungern entschließen, und so ist sie denn hauptsächlich den jungen Frauen vorbehalten. Für ein schönes und frisches Gesicht aber ist der niedrige Kragen eine so entzückende Folie, daß das schönere Geschlecht sobald nicht zu dem hohen, engen Kragen von ehemals zurückkehren dürfte.

Die neuen Kragen bestehen aus Spitze, Stickereien, aus Petzen und Federn, schmiegen sich weich und unaufdringlich zu um den Hals, daß sie den vorderen Hals ganz frei lassen. Die Medicitragen haben winzige Dimensionen, eigentlich nur eine Andeutung jenes pompösen Schmuckes, den die stolze Königin Katharina einführte; die Directoirekragen kriechen wohl hinunter etwas höher herauf, lassen dafür aber vorn um so mehr frei und sind gewöhnlich aus Samt oder in dunklen Tönen hergestellt. Die Dame, die bei dem offenen Hals auf der Straße den Pelz für einen gesundheitsnotwendigen Schutz erklären kann, verwendet dieses Lieblingsmaterial der heutigen Mode, das überall in der Toilette auftaucht, auch bei den Kragen. Zu einem duftigen Kleid aus weißem Crepe de Chine bietet ein Hermelinkragen die entzückendste Harmonie, besonders wenn das Weißwerk an der Vorsage sich in engen Streifen mit den Spitzen vereint. Als Halsschmuck werden mit Vorliebe bunte Phantasiekragen getragen aus großen Bernsteinperlen oder Korallen, Jett, Lapislazuli u. a. Sie bringen eine lustige und farbige Note in die Mode des freien Halses, die die Damen sich auch durch die immer bestimmter auftauchende Kunde nicht verderben lassen werden, daß die Männer, die Herren der Schöpfung, es ihnen nachmachen wollen.

Von der Macht der Mode.

Jahrelang wurde vergebens der Kampf gegen die Straßenschleppe geführt — nichts half. Weder die „Verordnungen" in den Kurorten und Städten, noch der Appell der Aerzte und Hygienister, noch das Vorbild einiger vernünftiger Frauen konnten bewirken, daß die Schleppe in die Salons verbannt wurde, wohin sie gehört. Als aber die allgewaltige Herrscherin Mode fußfreie Röcke proklamierte, da verschwanden die Schleppen über Nacht. Heute ist es geradezu undenkbar, daß sich noch jemand mit einem langen Kleide auf die Straße wagen würde. Im Gegenteil, die Röcke sind viel kürzer als es notwendig wäre, um all den Anforderungen zu entsprechen, die man an „vernünftig und praktisch" stellen kann.

Ist es nicht im Grunde ein furchtbares Armutszeugnis, das sich die Frau des 20. Jahrhunderts ausstellt, wenn sie gedankenlos der Mode folgt? Jede will heute ihre Individualität entfalten können und manche bringt die größten Opfer, um das zu erreichen, aber eine individuelle Kleidung? Dazu verstehen sich nur Künstlerinnen oder ganz „Emanzipierte". Es ist kaum zu glauben, wie auch Frauen, die Geschmack und Schönheitssinn haben, sich ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19131116025/fragment/page=0002